

La lectrice idéale

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **20 (1977)**

Heft 1

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-388271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

immer unter der Voraussetzung, daß der Betreffende dazu imstande sei, den juristischen Doktorgrad besitze und am Petersplatz wohnen werde; andernfalls würde die Liegenschaft an den nächstberechtigten Erben, die Sammlung an die Universität gehen. Diese wartete, obschon die Familie seit 1712 nur noch einen Licentiatius iuris besaß, 60 Jahre ab, bis sie ihren Anspruch geltend machte. Die deswegen vorgenommene Inventarisierung brachte eine schlimme Unordnung zutage: die Bücher lagen in Haufen auf dem Boden, die Münzen waren durcheinandergeworfen, ein Gemälde wurde vermißt. Gleichwohl wurde die Klage der Regenz, nachdem sie ein Vergleichsangebot zur gemeinsamen Verwaltung mit zwei weiteren Ansprechern ausgeschlagen hatte, von Regierung und Stadtgericht 1776 abgewiesen.

Ein neuerliches Disputieren und Prozessieren, während dessen das Museum vorsichtshalber versiegelt blieb, hob beim Tod des Professors Johann Rudolf Faesch 1817 an; denn Herbergmeister Faesch, ein entfernterer Verwandter, war bloß Candidatus iuris und wartete trotz wiederholter Ermahnung und Versicherung mit der Promotion bis 1821 zu. Deshalb wurde auf Grund eines Rechtsgutachtens, das die juristische Doktorwürde als zu den von Remigius Faesch seinerzeit «erforderten Requisites» gehörig bezeichnete, durch Entscheidung des Appellationsgerichts vom 20. Mai 1823

die Sammlung endlich der Universität zugesprochen, welche die Bücher sogleich der Bibliothek einverleiben ließ. Für das Verfahren, den Umzug, die Instandstellung und die Einrichtung hatte sie 2200 Franken auszugeben, woran die Regierung nur deren 1000 bewilligte. Die Faeschischen Erben konnten in langen Verhandlungen zum Verzicht bewogen werden, einzig ein Tapezierer beharrte auf einer Abfindung. Aber wie der Geschichtschreiber der Universitätsbibliothek abschließend zu Recht bemerkt: «Es war schon der Bibliothek wegen wohl der Mühe wert, so ernstlich darum zu kämpfen.»

Fredy Gröbli

BIBLIOGRAPHISCHE NOTIZ

Die Angaben beruhen für die Biographie auf Andreas Staehelin, *Geschichte der Universität Basel 1632–1818*, Basel 1957, bes. S. 307f., 413f., 553 Nr. 36;

für die Italienreise auf Verena Vetter, *Baslerische Italienreisen vom ausgehenden Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert*, Basel 1952, S. 169ff.;

für die Sammeltätigkeit auf Emil Major, *Das Fäschische Museum und die Fäschischen Inventare*, in: *Öffentliche Kunst-Sammlung in Basel, LX. Jahres-Bericht 1908*;

für die Bibliothek auf dem handschriftlichen Katalog der «Bibliotheca Remigii Feschii. J. C. Basiliens.» (Universitätsbibliothek Basel A.R.I. 11) nebst Stichproben am Material;

für ihr späteres Schicksal auf Andreas Heusler, *Geschichte der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel*, Basel 1896, S. 53–62.



LA LECTRICE IDÉALE

Jean-Jacques Rousseau sur le succès, à Paris, de sa «Nouvelle Héloïse» (1761), roman d'amour, concentré entre trois personnes et qui oppose une action simple aux «événements inouïs» et la multitude incessamment changeante des personnages dans le roman à la mode. Passage tiré des «Confessions», livre onzième.

Toute ma crainte était qu'à force de simplicité ma marche ne fût ennuyeuse, et que je n'eusse pu nourrir assez l'intérêt pour le soutenir jusqu'au bout. Je fus rassuré par un

fait qui seul m'a plus flatté que tous les compliments qu'a pu m'attirer cet ouvrage.

Il parut au commencement du carnaval. Le colporteur le porta à madame la princesse de Talmont*, un jour de bal de l'Opéra. Après souper, elle se fit habiller pour y aller, et, en attendant l'heure, elle se mit à

* Ce n'est pas elle, mais une autre dame dont j'ignore le nom. (*Note de Rousseau.*)

lire le nouveau roman. A minuit, elle ordonna qu'on mît ses chevaux, et continua de lire. On vint lui dire que ses chevaux étaient mis; elle ne répondit rien. Ses gens, voyant qu'elle s'oubliait, vinrent l'avertir qu'il était deux heures. Rien ne presse encore, dit-elle, en lisant toujours. Quelque temps après, sa montre étant arrêtée, elle sonna pour savoir quelle heure il était. On lui dit qu'il était quatre heures. Cela étant, dit-elle, il est trop tard pour aller au bal; qu'on ôte mes chevaux. Elle se fit déshabiller, et passa le reste de la nuit à lire.

Depuis qu'on me raconta ce trait, j'ai toujours désiré de voir madame de Talmont, non seulement pour savoir d'elle-même s'il est exactement vrai, mais aussi parce que j'ai toujours cru qu'on ne pouvait prendre un intérêt si vif à l'*Héloïse* sans avoir ce sixième sens, ce sens moral, dont si peu de cœurs sont doués, et sans lequel nul ne saurait entendre le mien.

Ce qui me rendit les femmes si favorables fut la persuasion où elles furent que j'avais écrit ma propre histoire et que j'étais moi-même le héros de ce roman. Cette croyance était si bien établie, que madame de Polignac écrivit à madame de Verdelin pour la prier de m'engager à lui laisser voir le portrait de Julie. Tout le monde était persuadé qu'on ne pouvait exprimer si vivement des sentiments qu'on n'aurait point éprouvés ni peindre ainsi les transports de l'amour, que d'après son propre cœur. En cela l'on avait raison, et il est certain que j'écrivis ce roman dans les plus brûlantes extases; mais on se trompait en pensant qu'il avait fallu des objets réels pour les produire; on était loin de concevoir à quel point je puis m'enflammer pour des êtres imaginaires. Sans quelques réminiscences de jeunesse et madame d'Houdetot, les amours que j'ai sentis et décrits n'auraient été qu'avec des sylphides.

RICHARD BENZ (1884–1966)

BEETHOVENS WELTGELTUNG

Vielleicht ist nichts so ergreifend im Rückblick auf das Leben dieses Menschen, als wenn wir die Töne vernehmen, die er rein als Begnadeter in seliger Unbefangenheit der Jugend ausströmte, ganz nur hingegeben dem ersten Glück des Sagenkönnens seiner Kunst, wunderbar nur das Schöne und Heitere träumend vor dem Erwachen zur wahren Beschaffenheit der Welt.

Hier hat nur bald genug ein grausames Schicksal ihn geweckt und seine höhere Mission entbunden und erzwungen und jene geistige Unerbittlichkeit in ihm erzeugt, mit der er allem, was ihm begegnete und geschah, auf den letzten Grund ging und in allem persönlichen Leiden, in allem Fragen und Klagen, in Zweifel und Gefährdung das allgemeine Menschenlos erkannte und gestaltete: mit dem Riesenwollen und Können,

es doch zuletzt in Sinn und Harmonie und Freude zu erlösen.

Er hat es auch mit unsern Menschenworten sich ausgelegt, wenn er schrieb: «Wir Endliche mit dem unendlichen Geist sind nur zu Leiden und Freuden geboren, und beinahe könnte man sagen, die Ausgezeichnetsten erhalten durch Leiden Freuden.»

Durch Leiden Freuden – das war das Schicksal seines Lebens; das ist der Sinn und Verlauf fast aller seiner Werke. So ringt und klagt es in seinen Sonaten; so dröhnt es schicksalhaft in seinen Symphonien; so halt es entsagend in seinen letzten Quartetten, oft an der Grenze des noch Klingenden: um immer zuletzt im Geistesjubiläum und Sieg einer höheren Freude zu enden.

Es ist nicht nur eine künstlerische, es ist eine menschliche, geistige, moralische Ent-